

Lob der Endlichkeit

Von der Gnade, begrenzt zu sein

Annäherungen

Beim winterlichen Gang durch die verschneiten Weinberge sehe ich die frisch bearbeiteten Rebstöcke: Alle gestutzt auf einen einzigen Trieb, zurückgeschnitten, um des neuen, fruchtbaren Wachstums willen. Ein zweiter Eindruck, um dem Phänomen der Grenze auf die Spur zu kommen: Was wäre das Bild an der Wand ohne Rahmen? Gewiss, er begrenzt das Gemälde; er gibt ihm aber auch Fassung. Engt er ein, schließt er aus? Mein dritter Zugang betrifft die Haut meines Körpers: Sie markiert die somatische Grenze zwischen meinem Innen und meinem Außen – dünnhäutig oder dickhäutig, ein ständig atmender Grenzverkehr, den man Leben nennen könnte. Und als viertes Inbild vorweg die Tür: Der Schritt über die Schwelle ist stets ein kleiner Passageritus. Allen vier Zugängen ist ein Rhythmus der Unterscheidung und Überschreitung eigen.

Das deutsche Wort »Grenze« kommt vom polnischen »granica« – und das heißt ursprünglich »Gemarkung«, wie es beispielsweise vorkommt in der Bezeichnung »Mark Brandenburg«. Da wird ein Gelände »markiert« und bekommt einen »Terminus«, einen Grenzstein. Aus einem größeren Ganzen wird ein Teil herausgeschnitten. Der Limes ist die wahrscheinlich bekannteste historische Besitzgrenze, die Gegend bekommt ein Hüben und Drüben, ein Innen und Außen, vom Limit her bestimmt sich der Raum.

Solche Grenzziehungen können lebensförderlich sein, sie schaffen z. B. häusliche Geborgenheit, soziale Ordnung und individuelle Orientierung. Wie die Mauer zwischen Ost und West können sie aber auch Ausdruck von Gewalt sein, Austausch behindern und Beziehungen zerstören. Wo schöpferische Abgrenzung zur aggressiven Ausgrenzung wird, wird es ungut. Wo umgekehrt z. B. die Liebe grenzenlos ist, sind Freiheit und Weite spürbar. Grenzsituationen haben ihren besonderen Reiz: Es ist beispielsweise in der Erziehung eine große Kunst, Grenzen so zu ziehen, dass sie Wachstum und Zusammenleben befördern. Das eine Extrem dazu wäre die Einschnürung in Enge, die Angst macht und zum Tode führt. Das andere wäre uferlose Weite, die schließlich alles ins Grenzenlose zerfließen ließe. Entscheidend ist offenkundig immer, in welchem Kontext und mit welchem Bezugspunkt Grenzen wahrgenommen, Räume aus-

geschnitten und gestaltet werden: Wo man sich in Liebe abgrenzt, ordnet man sich entgrenzend auch zu – etwas ganz anderes als gewaltsame Abgrenzung und Exkommunikation. Wo Grenzen der Sprengung bedürfen, ist ein anderer Leidensdruck da als dort, wo man kein Gegenüber hat und guter Widerstand durch Abgrenzung fehlt.

»Seine Grenzen kennen«

Es muss nicht gleich eine Gratwanderung sein oder ein Gang über das Seil. Aber ohne die Erfahrung, Begehung und gegebenenfalls Überschreitung von Grenzen ist menschliches Leben nicht möglich. Das fängt (spätestens) mit der Geburt an, mit der Verabschiedung oder Trennung von der nährenden Nabelschnur. Wie begrenzt doch die Ressourcen sein können, wie sehr nach Er-Füllung geschrien werden muss! Entwicklungspsychologisch dürfte das die erste Erfahrung mit dem Gevatter Tod sein, der letzten Grenze des Lebens, schon an seinem Beginn. So endlich ist das Leben – und doch so unendlich, dass es stets Grenzen braucht – z. B. in Geschwister- und Elternkonflikten, im Geschlechterverhalten, im Zaun vom Nachbarn, im Verhältnis der Nationen und Völker. Der eine Motor dabei ist die Angst, zu kurz zu kommen – der andere der Sinn für die Fülle, das Gespür für das Unbegrenzte und Unendliche. Identität muss sich unter diesen Spannungspolen erst ausbilden. Scheidungs- und Unterscheidungsarbeit tut not.

Der Mensch ist also das Wesen der (Selbst-)Begrenzung – mit dem ständigen Bedürfnis zur Überschreitung dieser Grenzen und der Befreundung mit ihnen. Das Geheimnis, das wir Gott nennen, kann dagegen nicht de-finiert werden, es ist das Andere der Endlichkeit und seine Grenze – das, worüber hinaus nichts Größeres gedacht und gelebt werden kann. Der Mensch aber hat die »Grenzen des Wachstums« wahrzunehmen, ob es ihm passt oder nicht.

Grenze als menschliches Grundthema

Seit den alten Griechen ist das Phänomen der Grenze explizit ein Zentralthema. Platon unterscheidet die Grenze vom Unbegrenzten, vom Begrenzten und einem Vierten, das die Ursache der Verbindung der drei anderen ist. Solches Grenzbewusstsein hat viel mit der Kultur des Maßes, der Mäßigung zu tun.

In der Neuzeit weitet sich das Themenfeld dramatisch. Je unendlicher die Erfahrung von Welt (und Vernunft), desto dringlicher wird die Frage nach den Grenzen. Die unermessliche kosmische Weite, die seit Nikolaus von Kues und Kopernikus in den Blick rückt, ist gleichermaßen faszinierend und verstörend. *»Unendlich ist dieser Raum, da es keinen Grund, keine Möglichkeit, keinen Sinn hat, ihn begrenzt zu setzen.«* So notiert Giordano Bruno in seiner Schrift *»Zwiesgespräch vom unendlichen All und den Welten«* (1584).

Mit der Fortschrittstheorie der Aufklärung wird auch die Zeit als so unendlich erfahren und verstanden wie die Natur selbst. Umso wichtiger wird die wissenschaftliche Kunst, Realität genau zu bestimmen und »Determinanten« zu

markieren. Metaphysik ist nach Kant »eine Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Vernunft, und da ein kleines Land jederzeit viel Grenze hat, überhaupt auch mehr daran liegt, seine Besitzungen wohl zu kennen und zu behaupten, als blindlings auf Eroberungen auszugehen, so ist dieser Nutzen der erwähnten Wissenschaft der unbekannteste und zugleich der wichtigste, wie er denn auch nur ziemlich spät und nach langer Erfahrung erreicht wird.« (Ders., Träume eines Geistersehers) Die sozusagen grenzenlose Kraft der Vernunft ist es, ihre eigenen Grenzen jederzeit zu bestimmen – und nicht minder die Grenzen der Sprache, wie Wittgenstein schreibt: »Zieh ich also eine Grenze, so ist damit noch nicht gesagt, weshalb ich sie ziehe.« (Ders., Philosophische Untersuchungen, 499)

Lapidar hatte Kant in der »Kritik der reinen Vernunft« (B 755) formuliert, Philosophie bestehe darin, »seine Grenzen zu kennen« – und das Jenseits derselben. »Eins und Alles« hat bezeichnend auch der alte Goethe ein Gedicht übergeschrieben:

*»Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Überdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt lästigem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben ist Genuß.*

Weltseele, komm, uns zu durchdringen ...

Innerhalb der Grenzen der Vernunft ist nach ihrem Abgrund zu fragen, nach dem Kern des Religiösen – und nach dem Besonderen des christlichen Glaubens: Wie geht der Mensch mit der Erfahrung des begrenzten Lebens und dem beinahe unendlichen Raum von Natur und Geschichte um? Wird diese Endlichkeit innerlich begrüßt und produktiv gestaltet oder wird sie abgelehnt, denunziert oder einfach gelehnt? Und: Wie wird die Endlichkeit unterschieden von der Sündigkeit, wie die hilfreiche Grenze von der gewaltförmigen, bösen? Wird (ein) Gott als Grenze alles Irdischen angenommen – und wird diese transzendente Begrenzung befreiend oder behindernd erfahren?

Die christliche Perspektive lässt sich in Kürze so markieren: Welt und Mensch sind als Schöpfung Ausdruck eines unendlichen göttlichen Wohlwollens. In diesem Dialog zweier Freiheiten gibt es nur eine Grenze – und das ist die grenzenlose Liebe selbst, die sich in Freiheit an das Anderssein des jeweils Anderen bindet und so selbst begrenzt. Gott nimmt sich sozusagen in der Selbstbeschränkung der Liebe zurück, damit das Andere seiner selbst sei und bleibe: die Welt und der Mensch. Für Christen wird das nirgends so deutlich wie im Lebenswerk Jesu: Gott wird Mensch, damit der Mensch das werde, was er ist: Gottes Ebenbild und Freund – eine ständige Grenzüberschreitung.

Der wohltuende Unterschied

»Gott ist im Himmel, du bist auf der Erde« (Prediger 5,1) – mit diesem lapidaren Satz bringt der unbekannte frühjüdische Theologe die zentrale biblische Erfahrung und Überzeugung auf den Punkt. Nichts in der Welt ist Gott, denn er ist der Schöpfer von allem. Über allem und allem zuvor, zugleich ist er aber doch in allem gegenwärtig. Die Welt und der Mensch sind seine Schöpfung – geschaffen aus nichts anderem als aus seinem Wohlwollen. Das Geheimnis, das da als der Einzige, Lebendige glaubhaft wird, will das Andere seiner selbst – die Welt und den Menschen – in Beziehung zu ihm. In dieser ständigen Schöpfung und Vollendungsbemühung erweist sich Gott als der absolut Verlässliche und unermüdlich Treue. Er wohnt in den Höhen und schaut in die Tiefe, er umfängt und trägt alles. Aber er zerfließt nicht in alles – und nichts fließt grenzenlos in ihn zurück.

Schon auf der ersten Seite seiner Gründungsurkunde fasst Israel diese Grundeinsicht programmatisch zusammen: Am Anfang steht der Schöpfungshymnus aus der Exilszeit Israels. Demnach ist es Gott, der allem seinen Ort und seine Grenze zuweist. Inmitten des Tohuwabohu der realen Geschichte sieht der glaubende Blick diese Welt wie sie ist, als eine einzige göttliche Fuge. Sie ist kein Un-Gemach, sondern das gottgeschenkte Weltenhaus, das der Schöpfer in differenzierter Ordnung trägt und erhält – *Kosmos* heißt Ordnung und Schönheit!

Indem Gott seiner Welt ihre Grenzen setzt, erweist er sich in seiner grenzenlosen Güte als schlechthinniger Liebhaber des Lebens: Nichts in der Welt braucht Gott zu sein, alles darf und soll Welt sein – und darin der Mensch als Stellvertreter und Ebenbild Gottes inmitten seiner Geschöpfe. Der Mensch weiß sich als Geschöpf, und gerade deshalb ist ihm die Sehnsucht nach Fülle eingestiftet. Deutlich wird, wie sehr diese Unterscheidung zwischen Gott und Mensch bzw. Welt wohlwollend und wohltuend ist. Der Mensch muss nicht Gott spielen und nichts in der Welt braucht vergöttlicht oder verteufelt zu werden. Im Wissen um die Grenzenlosigkeit göttlicher Schöpfer-treue kann und soll der Mensch das Dasein in der begrenzten Welt als Geschenk begreifen und bewahren. Aber doch ist faktisch von Anfang an die Gier da, die Angst zu kurz zu kommen und deshalb der Stress, selbst wie Gott sein zu wollen (bzw. wie man sich ihn dann vorstellt).

Der zweite Schöpfungstext korrespondiert, indem er dieses Drama der ständigen Grenzüberschreitung schildert und damit die ständige Gefährdung der gottgeschenkten Lebensordnung. Die Welt kann und soll ein Paradies sein. Dass sie es nicht ist, liegt daran, dass der Mensch faktisch den Unterschied zwischen Gott und Welt nicht als wohltuend akzeptieren will. Aus der Angst, zu kurz zu kommen, und in der Lust, unendlich zu werden, überschreitet er (ständig) die gottgeschenkte Grenze. Der Mensch will faktisch nicht Mit-Mensch sein, sondern mehr als Mensch – und genau das stört und zerstört die Lebensverhältnisse. Wo ein Geschöpf selbstherrlich den begrenzten Raum der Mit-Geschöpflichkeit (zer-)stört, gerät die ganze Schöpfung aus den Fugen. Gegen solchen Un-Fug bleibt Gott unermüdlich an der Arbeit, die Welt als Schöpfung doch zu bewahren und entsprechend seinen Sachwalter Mensch an seinen Ort im Weltgefüge zurück zu rufen.

»Gott tut nichts als fügen«, sagt der christliche Volksmund. Selbst der Brudermörder Kain im Lande der Flucht (Nod) bleibt als Träger des »Kainsmal« in Gottes Wohlwollen. Die gesamte Glaubensgeschichte Israels kann als ein vielfarbiges Unternehmen Gottes gelesen werden, jenseits von Eden eine Gemeinschaft zu sammeln, die seinem Schöpfungswohlwollen entspricht und den wohlthuenden Unterschied zu wahren weiß, zu Nutz und Frommen aller. Das ist der Sinn der Tora, das ist die Botschaft der Propheten, das ist die Musik dieser Glaubensgeschichte im Ganzen. In der Gewissheit des göttlichen Wohlwollens wird das Loblied der endlichen Schöpfung gesungen. Und dies auch im nüchternen Wissen um den Mehltau der Sünde, der faktisch über allem liegt – in Gestalt von Angst, Gewalt und Gier. Wo aber die »Grenzen des Wachstums« respektiert werden, kommen Welt und Mensch in ihrer Würde in den Blick, in ihrer unerschöpflichen Endlichkeit.

Im Dank für die allzeit verlässliche Treue des mitgehenden Gottes wird die befristete Zeit hier und jetzt dankbar wahrgenommen. »*Alles hat seine(!) Zeit*« (Kohélet 3). In diesem kunstvoll gearbeiteten Gedicht singt der unbekanntes Fromme Israels das Loblied des endlichen Daseins, ebenso ernüchtert ob seiner Grenzen, wie beglückt ob der unbegrenzten Güte Gottes darin.

»Bahnbrecher für uns«

Grenzüberschreitend verhielt sich Jesus zweifellos. Warum sonst wäre er hingerichtet worden? Weil er Gottes Gegenwart im Himmel definitiv schon siegreich wusste, fing er auf Erden an, entschieden davon Gebrauch zu machen (vgl. Lk 10,16). Als Prophet des gegenwärtig schon andrängenden Reiches Gottes trat er auf. Exorzistisch unterschied er die Geister und heilte, als Gleichniserzähler entwarf er Alternativen zum bestehenden Leben, als Gast setzte er sich an den Tisch der Sünder, arm lebte er unter Armen. Nicht gottgemäße Grenzen überschritt er, wie z. B. der Streit um das Sabbatgebot zeigt. Schlussendlich: er kritisierte das religiös-politische Machtzentrum des Tempels. Die einzige Grenze, die Jesus gelten ließ und die er radikal zum Maßstab machte, war faktisch Grenzen sprengend: »*Sucht zuerst das Reich Gottes, also Gott selbst, alles andere wird euch dazu gegeben*« (Mt 6,33). Einzig Sein Wille solle geschehen, der wohlthuende Unterschied zwischen Gott und Welt soll überall gelten: »*Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist ...*« (Mk 12,17).

So wurde Jesus im Namen des lebendigen Gottes »verhaltensauffällig«. So findet Gottes fassungslose Liebe in diesem Menschen endgültige Fassung.

*»Er vermochte sich nicht anzupassen, die meisten Konventionen bedeuteten ihm die Hölle,
er bog oder brach sie, wo er nur konnte, man merkte es kaum,
in einem unvorstellbaren Maß war er frei, so frei, sich auch im Gesellschaftsinferno so zu
bewegen, ohne anzustoßen, ohne Ärgernis zu erregen, über Zäune stieg er, schritt durch
verschlossene Tore, erschien in Ghettos und Kerkern, und führte viele heraus,
ein Licht war in ihm, in allem allen gleich, wie es schien, war er ein anderer – ein Fremder,
nur wenige fühlten's –*

*die Mediokren in dumpfem Haß, der Teufel aber wissend, in tödlicher Feindschaft,
 ohnmächtig, ihn zu Fall zu bringen, sooft er auch fiel, denn ein Mensch war er!
 Und unvorstellbar einsam war dieser Freie, ein Eremit inmitten der Menge ...
 Und er ging dahin –
 in maßlosem Leiden mit allen um alle: die Menschen, die Tiere, die Menschentiere und die
 Tiermenschen, die von Ideologie-, Sex- und anderen Seuchen befallenen Massen ...
 Und er war voll unfaßbaren Erbarmens mit – Gott, ja, um Gott war's ihm weh, und er
 weinte um ihn, wenn er blasphemisch ihn anschrte,
 und daß er sich auch Satans erbarmte, erfüllte den Bösen mit rasender Wut.
 Das war der Freie,
 leuchtend, liebend, erbarmend
 – der Mensch.
 Er wußte es nicht,
 daß er
 der Heilige war.«¹*

Solch ein Text von Fridolin Stier kann als Osterikone gelesen werden. Im Bekenntnis zur Auferweckung des Gekreuzigten wird deutlich: Der Grenzgänger aus Nazaret ist zum Zeugen der grenzenlosen Liebe Gottes geworden. Indem er vorausging nach Galiläa – und Galiläa ist überall da, wo Auferstehung geschieht – hat er die Grenze des Todes durchschritten (Hebr 2,14). Er hat den eisernen Vorhang zwischen Gott und Mensch zusammenbrechen lassen (vgl Eph 2,14 und Hebr 9,11ff). Er hat offenbar gemacht, was von Anfang an gilt und überall sich durchsetzen wird: Der wohlthuende Unterschied zwischen Gott und Mensch ist nichts anderes als jene Liebe, die in der Unterscheidung zwischen Schöpfer und Geschöpf die je größere Einheit und Freundschaft zwischen beiden schafft. In Jesus, dem Christus, sind Gott und Mensch für immer einig und eins geworden, »unvermischt und ungetrennt«, in heiliger Kommunion. Die endliche Welt ist in der unendlichen Liebe Gottes geborgen, und der Mensch kann »endlich« Mensch werden. In der Aufdeckung und Überwindung sündhafter Verhältnisse wird die Schöpfung neu, das Lob der endlichen Welt kann eucharistisch gesungen werden.

Zur Poetik des Transitorischen

Christen sind, im Gefolge ihres Anführers, Grenzgänger von Anfang an. Christsein und Kirchewerdung geschieht bekanntlich historisch durch die Abgrenzung von der jüdischen »Mutterreligion«. Von früh an besteht die Notwendigkeit zu einem neuen, eigenen Weg. Letzter Grund dafür ist das Bekenntnis zu Jesus, dem Christus, dem »Vorläufer für uns« (Hebr 6,20). Um der Besonderheit des Einen und Einzigen willen kommt es faktisch zu Absonderungen von den anderen.

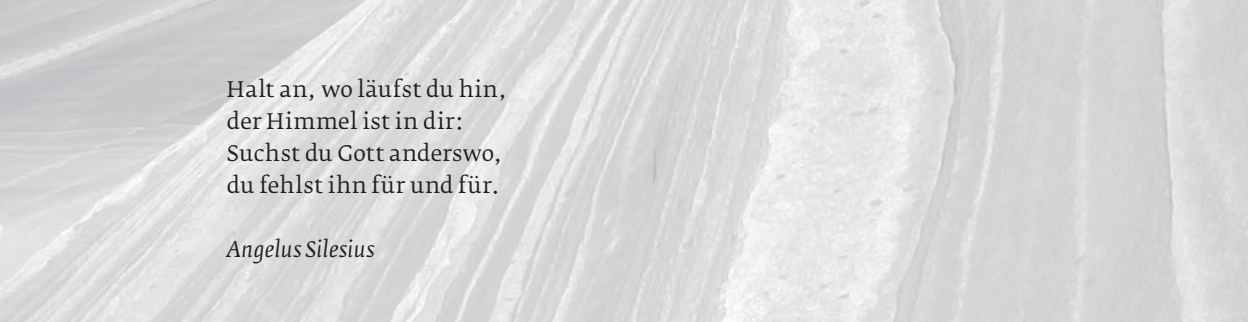
1 Fridolin Stier, Vielleicht ist irgendwo Tag. Die Aufzeichnungen und Erfahrungen eines großen Denkers, Freiburg 1991, 177f.

Um der Identität des Eigenen willen ist die gesamte Geschichte der Kirche(n) ein ständiger Balanceakt zwischen Außen und Innen – aber das Eigene der Kirche ist es gerade, sich zugunsten der unbegrenzten göttlichen Liebe ganz zu entgrenzen und »allen alles« zu werden. Stets ist deshalb die Dialektik von eingrenzender Sammlung, abgrenzender Unterscheidung und radikaler Grenzüberschreitung »für euch und für alle« im Spiel. Paulus z. B. will »alles alles« sein und muss doch bis zum Ausschluss anderer aus der Gemeinde gehen (vgl. 1 Kor 9,22 mit 5,1–5). Kirche realisiert sich konkret im Spannungsfeld von Orthodoxie, Schisma, Häresie und entsprechend von Reformation und Gegenreformation.

In der Welt, aber nicht von der Welt, braucht es die Abgrenzung nach außen und entsprechende Binnendifferenzierungen – aber diese stehen ganz im Dienst von Gottes grenzenloser Liebe. Nichts wäre fataler als inzüchtige Abschottung. Stets bleibt für die Kirche das Gesetz Christi, des Grenzgängers aus Nazaret, normativ eingeschrieben – und das heißt *transitus*, Vorübergang, Konversion, Aufbruch in das Geheimnis des je größeren Gottes. In diesem Sinne gilt grundsätzlich: der Christ der Zukunft wird ein Pilger und ein Konvertit sein. Immer wird er den wohlthuenden Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf im Blick haben; entsprechend gilt es, die Grenzen des Irdischen zu achten – und zu überschreiten.

Der Christ singt das Lob des Endlichen, weil er von Gottes unbegrenzter Liebe ergriffen ist. Entschieden ist sein Ja zur Erde und in ihren Grenzen – aufgrund von Gottes begrenzender und entgrenzender Treue. Glaubend nimmt er teil an der Selbstbeschränkung des lebendigen Gottes, der sich vollends zurücknimmt, damit Raum sei für das Andere seiner selbst. »*Ich sah, dass alles Vollkommene (in der Welt) Grenzen hat, doch dein Gebot kennt keine Schranken*« (Psalm 119,96). Und Gottes Gebote haben, wie die große Grenzgängerin Simone Weil formuliert, die Gestalt von Bitten. | •

GOTTHARD FUCHS, geb. 1938, Dr. phil., Ordinariatsrat, Referat Kultur – Kirche – Wissenschaft in den Bistümern Limburg und Mainz.



Halt an, wo läufst du hin,
der Himmel ist in dir:
Suchst du Gott anderswo,
du fehlst ihn für und für.

Angelus Silesius